



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Senectus loquax : Plaudereien eines alten Deutschen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verstorbene Abgeordnete Ludwig Bamberger in seinem Bismarck Posthumus (Berlin, Harmonie, 1899. Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation“) eine eingehende Würdigung der „Gedanken und Erinnerungen,“ die den stark subjektiven Charakter dieser Darstellung besonders betont, und eine ausführliche Besprechung der englischen Ausgabe von Busch, die trotz einer gewissen Antipathie gegen den Verfasser dem Werte des Buches im ganzen gerecht wird und es treffend als „einen weit angelegten Aufbau von Momentphotographien, man könnte sagen, Momentphonographien“ von „rücksichtslosem Naturalismus“ bezeichnet und zugiebt: „Die dem Kanzler nachgefolgten Äußerungen tragen durchweg den Stempel der Echtheit. Sie widersprechen auch durchaus nicht solchen, die andern nähern Beobachtern längst nicht neu waren“ (Seite 16 f.). Viel tiefer und gerechter haben drei unsrer namhaftesten Historiker Gustav Schmoller, Max Lenz und Erich Marcks in Aufsätzen und Reden, die jetzt zusammengesamt herausgegeben worden sind (Zu Bismarcks Gedächtnis. Von Gustav Schmoller, Max Lenz, Erich Marcks. Leipzig, Duncker und Humblot, 1899), das Wesen und Wirken Bismarcks zu beurteilen versucht; Marcks, der feinsinnige Biograph Wilhelms I., hat danach im Aprilheft der Deutschen Rundschau auch eine eindringende Darstellung seines Entwicklungsganges nach den Gedanken und Erinnerungen begonnen. In der Grundauffassung, daß Bismarck nicht nur von einer rein preußischen Interessenpolitik ausgegangen sei, sondern auch bis 1866 nur eine solche verfolgt und erst seitdem zum deutschen Staatsmann geworden sei, stimmt Marcks mit Lenz überein. Mir will scheinen, daß diese Auffassung die Wandlung zu spät ansetze, und schließlich: Preußen war vor 1866 das werdende Deutsche Reich, nicht ein Mittelstaat wie andre. Schmollers Verdienst ist, neben einer wundervollen, echt historischen Charakteristik der Persönlichkeit, die meisterhafte Würdigung der Stellung Bismarcks zur Volkswirtschafts- und Sozialpolitik.

So sehen wir die verschiedenartigsten Kräfte, berufne und unberufne, an der Arbeit, die Erkenntnis und Beurteilung der großartigen Erscheinung, die wir Bismarck nennen, zu fördern, aber nur berufnen und freiwaltenden Kräften, die sich bei aller Pietät keiner andern Zensur unterwerfen als der des wissenschaftlichen Urteils, wird ihre Lösung gelingen.



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

13



Im Frühjahr 1854 siedelte ich mich in Wien an und wurde, wie das so vielen ergangen ist, sogleich von der Stadt bestrickt. Es war eine echte Frühlingszeit, alles grünte und blühte in strahlendem Sonnenschein, der auch die altersgrauen Mauern zu durchleuchten schien. Auf Gassen und Plätzen wogte eine frohbewegte Menge, und die längst in allen Sprachen verherrlichten frischen, „fischen“ Wienerinnen wiesen in den Farben ihrer Sommeranzüge, blau und weiß, auf den besondern

Grund der allgemeinen Heiterkeit hin. Prinzessin Elisabeth von Bayern war soeben erst als Kaiserin eingezogen und hatte durch ihre jugendlich-liebliche Erscheinung sofort alle Herzen gewonnen. Dazu kam, daß sich ihr zu Ehren zahlreiche Kerkerthüren geöffnet hatten, daß man von ihrem Einflusse ersehnte Wandlungen in der innern Politik erhoffte. Daher drängte sich alles, einen Blick von ihr zu erhaschen, und solche Gelegenheit boten vorzüglich die täglichen Fahrten in den Prater. Daß die Kaiserin inmitten der unaufhörlichen Huldigungen eine gewisse Verlegenheit zeigte, that der Begeisterung keinen Eintrag. War sie doch in ländlicher Zwanglosigkeit aufgewachsen und mußte sich erst an die Pflichten ihrer Stellung gewöhnen, auch an die Lasten, die die Popularität mit sich bringt. Mit der Zeit wollte man freilich in ihrer Art zu danken Gleichgiltigkeit und Kälte erkennen und schloß daraus, daß sie Wien und die Wiener nicht liebe. Nach ihrem schrecklichen Tode las man mehrfach, daß sie sich unter der spanischen Hofetikette bedrückt gefühlt habe. So kann die Sache indessen nicht zusammenhängen; denn es wird nicht viele Höfe geben, an denen ein so schlichter, man könnte sagen bürgerlicher Verkehrston besteht wie am Wiener Hofe. Nach anderer Lesart wäre sie schon durch ihre Vorliebe für den Pferdesport frühzeitig für die Ungarn eingenommen worden, und ungarische Hofdamen hätten es verstanden, ihr Abneigung gegen den deutschen Hofadel einzulösen, der sich vorgeblich unpassende Urtheile über das Wesen und Benehmen der Kaiserin erlaube. Wie das auch sein möge, eine auffallende Zurückhaltung, ihr Fernbleiben von Gelegenheiten, wo man sie zu sehen hoffte, sind nicht wegzuleugnen, und wie bekannt, hat sie gern andre Aufenthaltsorte bevorzugt, auch wenn sie nicht durch ihre Gesundheitsverhältnisse dazu genötigt war.

Von dem damaligen Wien giebt das heutige nur noch eine schwache Vorstellung. Der Kern der Stadt hatte noch von Türken- und Franzosenkriegen her insofern den Charakter einer Festung bewahrt, als diese „innere Stadt“ von Mauern und Wällen und einer breiten Glacisfläche umgeben war, jenseits deren sich die Vorstädte entwickelt hatten. Die Paläste und vornehmern Wohnhäuser in solchen Vorstädten waren ursprünglich als Landhäuser gedacht gewesen, und da „die Burg“ des Kaisers, die Gebäude der Zentralbehörden usw. sämmtlich in der innern Stadt lagen, suchten wohlhabende Privatleute und elegante Geschäfte soweit möglich Platz in der Stadt. Die natürliche Entwicklung der großen Stadt war durch die Straßenzüge, die aus den Fahrwegen zur Umgegend und nach den Kronländern entstanden waren, gegeben. Aber als 1858 die „Stadterweiterung“ verfügt worden war, herrschte die Ansicht vor, daß die Bastionen und das Glacis mit Stadtanlagen bedeckt werden müßten, die den Pariser Boulevards entsprächen. So entstand der Ring; und da die Befestigungen als Eigentum des Militärars angeesehen wurden und der Verkauf von Bauplätzen durch den „Stadterweiterungsfonds“ aus dem eine große Zahl öffentlicher Gebäude hergestellt werden sollte, nur zu sehr hohen Preisen vor sich ging, wurde fast gänzlich von der wirklichen Erweiterung der Stadt abgesehen. Der Grundsatz, womöglich jeden neu gewonnenen Raum als Bauplatz auszunutzen, griff auch in den alten Vorstädten um sich, die damals noch reich an großen Parks und Gärten waren, und noch immer scheint es vielen Wienern nicht einzuleuchten, welchen Schaden sie durch Ausrottung des lebendigen Grüns anrichten.

Der schmerzlichste Verlust aber wurde durch Niederreißen der Bastionen verursacht. Sie gewährten einen unersehblichen Schatz als Spazierwege um die ganze innere Stadt, über dem Lärm und Staube der Fahrwege, mit Aussicht auf die Stadt selbst, über das Glacis und die Vorstädte bis zum Kranze der Waldberge.

Der schmerzlichste Verlust aber wurde durch Niederreißen der Bastionen verursacht.

Wer die Zeit noch erlebt hat, gedenkt mit Wehmut der Spaziergänge zu jeder Tagesstunde, zumal des Abends, wenn aus dem eine Faktion krönenden „Paradeisgärtel“ und dem Volksgarten Straußsche und Lannersche Weisen erklangen. Bis zum Jahre 1848 hatte man auch über das Burgthor hinweg seinen Weg fortsetzen können, und der Wiener Witz legte den Wahlspruch am Frieße des Thores: *Justitia regnorum fundamentum* so aus: „Die Gerechtigkeit der Regierung läßt alles drüber und drunter gehn.“ Nur wer alte Städte kennt, die sich in ähnlicher Art ihre Bollwerke erhalten haben, wie Nördlingen und das käseberühmte Chester, kann den Wert eines solchen Besitztums für eine große Stadt einigermaßen würdigen.

Nicht zufällig gedenke ich dabei der alten Walzerkönige und ihrer Nachfolger. Die Wiener Tanzmusik, Kompositionen und Art des Vortrags sind in dem Wilde des alten lustigen Wien so unentbehrliche Züge, wie man in der Brühl aus Wald und Busch und Wasser den trefflichen Schubert zu hören glaubt, der so gern dort in der Hödrichsmühle weilte. Es bestanden noch die vielbelobten Vergnügungsorte wie „der Sperl“ u. a., das Carltheater mit seiner unerschöpflichen Ausgelassenheit; das alte winklige Burgtheater genoß noch die wohlverdiente Verehrung. Es war noch die Zeit der Schreyvogel, Grillparzer, Bauernfeld, Anshütz, Löwe, Nestroy, Scholz — wenn auch der Erste nicht mehr unter den Lebenden war. Nicht mehr wie in den dreißiger Jahren pilgerten Norddeutsche, Willibald Alexis, Holtei, Glasbrenner usw. nach der Stadt, die kein höheres und zugleich kein allgemeineres Interesse zu kennen schien als das Theater, und sie entwarfen nicht mehr so begeisterte Schilderungen von den wahrhaft volkstümlichen Bühnen höhern und niedern Ranges. Aber das Theater war doch noch das Lieblingskind der Wiener, ein neues Stück in einem der beiden genannten Schauspielhäuser konnte zur wichtigsten Staatsangelegenheit werden, obschon die ältere Generation gern wiederholte, zur Zeit Raimunds und der Theresie Kronos sei es in Wien doch anders gewesen.

Den Neuling berührte vieles fremdartig, schon im Dialekt. Wie schwer es vielen Norddeutschen geworden ist, sich an die Wiener Art zu gewöhnen, wurde mir auch wieder deutlich in Gustav Freytags Erinnerungen, der z. B. in dem „Charakterkomiker“ Nestroy nichts andres gesehen hat als einen Possenreißer, obgleich dieser in Wahrheit ein starker Satiriker, sehr witzig und dabei ein gründlicher Kenner des Wienerturns war. Seine Stücke wurden überall in Deutschland aufgeführt, die Rollen aber, die er für sich selbst geschrieben hatte, meistens von jungen Humoristen gegeben, denen noch die Eigenschaften eines Liebhabers zuzutrauen waren, wozu sich bei der grotesken Erscheinung des schon alternden Nestroy höchstens die Einheimischen herbeilassen mochten. Einen gewissen Eindruck auf Freytag machte ich einmal durch Mitteilung von einigen Zügen aus Nestroys köstlicher Parodie auf die Judith Hebbels mit den (wie der Wiener so gut sagt) geschwollenen Phrasen des falschen Holofernes: „Ich möchte mit mir selbst raufen, um zu sehen, wer stärker ist, ich oder ich!“ u. dgl. m. Zu bedauern war stets die Lust Nestroys an derben Zweideutigkeiten, für die sein Publikum allerdings mehr Verständnis mitbrachte als für seine ledigen Witze über Philosophie, ästhetische Bildung und ähnliches mehr. Sein treuer Genosse war der unwiderstehlich wirkende Komiker Wenzel Scholz, und es läßt sich denken, welches Ergögen es den Wienern von 1848 bereitet hat, diese beiden Lieblinge als Nationalgardisten auf Wache ziehen zu sehen. Eine merkwürdige Gestalt war übrigens Nestroy überhaupt im Leben, schüchtern und ungeschickt, während er auf den Brettern vor keiner Kühnheit, keiner Keckheit zurückschrak.

An der Spitze des Burgtheaters stand seit 1850 Heinrich Laube, und dort

war er nach der jungdeutschen Sturmperiode und einem Abstecher in den Parlamentarismus auf seinen rechten Platz gekommen. Zwar fehlte es ihm nie an Gegnern, vor allem wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für alles Französische. Ältere Schauspieler hatten bald erkannt, daß sich „der Litterat“ von ihnen nicht nach Wunsch imponieren ließ, hingegen für die von ihm „entdeckten“ jungen Talente väterlich sorgte, so lange er noch an sie glauben konnte. Einheimische Dramatiker (die Dichter der innern Stadt, wie der sarkastische Daniel Spitzer sie nannte) sahen eine Pflichtverletzung des Direktors darin, wenn er einem von ihren poetischen Kindern die Hofbühne nicht öffnete. Unnötige Schrofheiten machten in weitem Kreise böses Blut, wie die berühmt gewordne Liebenswürdigkeit gegen eine sich bei ihm meldende Schauspielerin: „Liebhaberinnen möchten Sie spielen? Mit dem Gesicht? Sie sehen ja aus wie ich!“ Doch mußten Willigdenkende ihm manches zu gute halten, weil es ihm immer um seine Sache zu thun war. Er ging in seinem Beruf völlig auf, gönnte sich kaum eine andre Erholung als die Jagd, deren Anhänger er auf einem Gute des Fürsten Bückler-Muskau geworden war, wo er eine Strafe für jungdeutsche Sünden abbüßen durfte. (Der Schauspieler Dawson warf ihm deswegen einmal, charakteristisch für diesen echten Komödianten, vor, er habe ja schon „gesehen“.) Auch verkannte Laube nicht die litterarischen Verpflichtungen der vornehmsten deutschen Bühne und pflegte sie wohl manchmal gegen seine persönliche Neigung. Er war von beneidenswerter Arbeitskraft und sein Haus zu jener Zeit das angenehmste Wiens. An dem großen Kaffeetische präsiidierte täglich von fünf bis sieben Uhr (Theaterstunde) Frau Iduna, geb. Buddens, verwitwete Hänel, die es vortrefflich verstand, das Gespräch anzuregen und in Gang zu erhalten, so bunt auch oft die Gesellschaft war; denn kein Fremder von Bedeutung veräußerte so leicht in dem Hause am „Stoß im Himmel“ vorzusprechen. Die meisten rauchten wie der Hausherr schwere Cigarren, auch manche Damen, wie die Dichterin Betti Paoli (Glück); Cigaretten waren noch nicht gebräuchlich. Ich habe da zahlreiche ausgezeichnete Personen kennen gelernt, wie die Fürsten Bückler und Fritz Schwarzenberg, vor allen natürlich Künstler.

In meiner Erinnerung steht besonders lebhaft ein Abend. Neben mir saß Richard Wagner, als ein hochgewachsener, weißbärtiger Herr eintrat, von Laubes freudig begrüßt: der „Verstorbne.“ Die beiden großen Berühmtheiten hatten die allgemeine Vorstellung nicht beachtet, aber von der Hausfrau auf sein Gegenüber aufmerksam gemacht, sprach dann Bückler im verbindlichsten Tone seine Freude aus, „den Schöpfer einer neuen Musik“ kennen zu lernen. „Ich bin nicht der Schöpfer einer neuen Musik,“ war die grobe Antwort. Noch zweimal setzte der greise Aristokrat an, um seine Höflichkeit in eine dem andern genehmere Form zu bringen, wurde jedoch jedesmal in der nämlichen Weise abgefertigt. Nach einer kleinen Verlegenheitspause fragte mich Wagner leise nach dem Namen des Fremden. Nun bedauerte er sichtlich seine Ungezogenheit, fand aber keine Gelegenheit zum Einlenken, und beide Herren werden einander schwerlich noch einmal begegnet sein.

Von Laube verdient noch Erwähnung, daß er, soviel bekannt, sich niemals um Orden und ähnliche Ehren bemüht hat. Darin unterschied er sich von seinem spätern Nachfolger Dingelstedt. Dieser war und blieb, wie schon erwähnt worden ist, ein seltsames Gemisch von Plebejer und Höfling. In seinen Liedern eines kosmopolitischen Nachwächters hatte er alles, was dem damaligen Liberalismus lächerlich oder verächtlich war, mit scharfen Stachelreimen bedacht, wandte sich jedoch als württembergischer Hofrat und Hofpoet sofort gegen seine bisherigen Gesinnungsgenossen, sodas die Geschwindigkeit in der Vertauschung des Wächterfittels mit

der Hofbibree ein beliebtes Thema wurde. Damals ließ Herwegh den Briefwechsel zweier Deutschen in Paris drucken, worin er selbst gelobt hatte, ein guter Bürger zu werden, Dingelstedt dagegen es zum Geheimen Hofrat bringen wollte. Dieser ließ sich alle solche Erinnerungen nicht anfechten. Er wurde Intendant in Stuttgart, München, Weimar, hielt aber, wie sein unlängst veröffentlichter Briefwechsel mit Friedrich Galm (Münch-Bellinghausen) beweist, von Anfang an mit zähester Ausdauer den Plan fest, in gleicher Stellung nach Wien zu kommen, der Geburtsstadt seiner Frau, der Sängerin Jenny Lutzer, also zunächst Laube zu verdrängen. Die Feindschaft beider muß sehr alt gewesen sein, und Laube erkannte sehr gut den Konkurrenten in den nie ruhenden Preßanfeindungen; aber wie Dingelstedt bei dem Dichter und vornehmen Manne, Galm, gegen ihn schürte, davon hatte er schwerlich eine Ahnung. Doch überall spielte gelegentlich dem so geschmeidigen Manne die böse alte Nachtwächterzunge einen Streich. In München sah er einmal, aus dem Hoftheater kommend, daß Kutcher bis knapp an die Vortreppe fuhr, herrschte sie mit seiner Trompetenstimme an und setzte dann zu seinem Begleiter, ebenfalls mit lauter Stimme, hinzu: „Wenn so ein Straßbayer überfahren wird, sind natürlich wir wieder Schuld!“ Den Namen hatten bekanntlich die bayrischen Soldaten erhalten, die in heftige Quartiere gelegt worden waren, um die sich gegen Hassenpflug wehrende Bevölkerung mühe zu machen, aber in dem Munde eines bayrischen Hofbeamten war der Ausdruck gewiß noch nie vernommen worden! In Wien büßte er seine Stellung als Operndirektor ein wegen schnöder Wize über hochadliche Dilettantinnen. Eine lustige Szene zwischen Dingelstedt und Vizt berichtet Wilhelm Chezy in seinen Memoiren.

Im Sommer findet die Flucht ins Freie noch allgemeiner statt als in andern Großstädten, und sie beginnt noch zeitiger. Wer es irgend möglich machen kann, versorgt sich, falls er kein eignes Landhaus besitzt, noch während des Winters mit einer Wohnung außerhalb der Stadt, um wenigstens Morgen und Abende „am Land“ zuzubringen.

Und das ist nicht, wie oft geglaubt wird, Modesache, Sport. Wien hat, ungeachtet der nahen Waldgebirge, Steppenklima, große Hitze bei harten Winden, deren Zufuhr das Donaubett, das Marchfeld, die ungarische Ebene besorgen, und deshalb bestehen die Ärzte, vornehmlich für Kinder, auf langer Erfrischung in gesünderer Luft, und jedermann bringt willig die Opfer an Geld und Bequemlichkeit. Vor vierzig Jahren waren die Verkehrsmittel noch gering an Zahl, und die Stellwagen entsprachen sehr wenig den berühmten Wiener „Wägen.“ Man ging noch mehr und konnte das thun, weil unmittelbar außerhalb der Linienwälle die freie Natur erreicht werden konnte, die jetzt durch das fortwährende Vordringen der Steinwüste ins offene Land immer weiter hinaus gedrängt wird. An Feiertagen pflegten auf allen den schönen Waldwiesen Ausflügler zu lagern, die unter Anführung einer Ziehharmonika — anstatt der wenigstens eine Art von musikalischem Können fordernden „Klampfen,“ Gitarre — gegen Abend in die Stadt zurückpilgerten. Heutzutage benutzt man auch für die mäßigsten Entfernungen Schienenwege, um bald und bei frischen Kräften ins Wirtshaus zu kommen. Fußwanderungen sind nur noch für Gebirge in Ansehen, insbesondere für Höhen und Schroffen, von denen man stülgerecht abstürzen kann.

Zu wirklichen Reisen entschließen sich viele Wiener schwer, weil sie ihre gewohnte Kost entbehren und wohl gar fremde Sprachen gebrauchen müßten. Man kann die beweglichsten Klagen darüber vernehmen, daß „draußen“ nirgends das richtige Stück saftigen Rindfleisches, nirgends ein guter Kaffee zu bekommen sei, und

in beiden Punkten ist der Wiener allerdings verwöhnt. Andererseits fällt es dem Fremden nicht leicht, das Wiener Küchenlatein zu verstehen.

Wie so viele fremde Familiennamen an die Vielsprachigkeit Österreichs, an die einstigen Verbindungen mit Vorderösterreich, Lothringen, die Niederlande oder an die Eigenschaft Wiens als Residenz des deutschen Kaisers mahnen, so erinnert die Wiener Speisekarte oft an Italien und an Ungarn. Die meisten von da her entlehnten Ausdrücke sind mehr oder weniger („mehrweniger“ sagt der Wiener) verstümmelt; z. B. Karfiol statt cavolo fiore, Blumenkohl, Fijolen statt fagiuolo, Bohnen, Risibisi statt risotti di piselli, Reiszbrei mit grünen Erbsen, Stoffat statt stufato, gedämpftes Fleisch, Gollasch statt gulyasch, ungarisches Pfefferfleisch, Kukuruz, ungarischer Mais usw. Von Getränken hatten die bayrischen und die bitteren, alkoholreichen böhmischen (Pilsener) Biere noch nicht die Oberhand über die einheimischen Biere gewonnen, das kommentmäßige Kneipen kam erst mit den studentischen Verbindungen auf; in verschiedenen Wirtschaften wurden nur inländische Weine ausgeschenkt, die sich zum Wässern eignen („ein Seidel gespritzt“), in den äußern Vorstädten („Gründen“) und Dörfern herrschte noch der Heurige, und der rechte Hauer (Weinbauer) von den Abhängen des Kahlengebirgs konnte sehr beleidigt sein, wenn man sein Gewächs ohne Wasser zu sauer fand. Branntweinschenken aber fand man nur in der Nähe der Linien, vornehmlich in der Nachbarschaft von Fabriken, deren Zahl damals noch gering war. Mit ihrer Vermehrung scheint auch der von galizischen Grundbesitzern gebrannte und von polnischen Juden vertriebne Schnaps ein Bedürfnis geworden zu sein, dem jetzt zahllose Kneipen zu genügen bemüht sind. Da der Branntweinschänker keine Stütze aufstellen darf, löst er gern eine Lizenz für den Kaffeeschank, damit sein Publikum in Muße und Bequemlichkeit dem Alkohol frönen könne. Kein Wunder, daß man das Hervortreten weniger angenehmer Eigenschaften in der sonst so gemüthlich-verträglichen Arbeiterbevölkerung Wiens wahrnehmen will, die den stärksten Zufluß aus slawischen Provinzen erhält.

14

Die periodische Litteratur Wiens, die im Jahre 1848 weit über hundert Nummern zählte, war nach der Einnahme der Stadt durch Windischgrätz und dem strengen Regimente des Kommandanten, Generals Welden, wieder sehr zusammengeschrumpft. Vor der Revolution durften einzelne Tages- oder Wochenblätter politische Nachrichten mitteilen, die vorher in der amtlichen Wiener Zeitung oder im Österreichischen Beobachter enthalten gewesen waren; im übrigen bezog man politische Nahrung aus der geduldeten Augsburger Allgemeinen und aus eingeschmuggelten Zeitschriften, namentlich den Grenzboten. Natürlich brach nach der Öffnung der Schleusen und Wehre eine wahre Überflutung herein. Nicht nur Publizisten, die sich nach Deutschland oder Frankreich geflüchtet hatten, kehrten in die Heimat zurück; da jedermann nun schreiben und drucken lassen durfte, was er wollte, glaubte so ziemlich jedermann sich berufen, ja verpflichtet, an der politischen Erziehung der Nation mitzuarbeiten, der sich selbst durch verbotne Lektüre und namentlich durch Blütenlesen aus der französischen Revolutionslitteratur gebildet hatte. Viele hatten ja, wenn nichts besseres, doch den Revolutionsjargon erlernt und brachten ihn nun an, wie z. B. in Berlin ein Professor Benary eine Versammlung bestimmte, feierlich anzuerkennen, daß das Gefindel, von dem am 18. September bei Frankfurt die Reichstagsmitglieder Auerzwald und Lichnowsky barbarisch hingeschlachtet worden waren, sich „um das Vaterland wohlverdient gemacht“ hätten. Solche Schändlich-

keiten, bei denen Nennmifferei eine große Rolle spielte, verdienen in der Geschichte des tollen Jahres eben der Motive halber nicht übergangen zu werden, die in Wahrheit den Beinamen toll rechtfertigen.

In Wien war man 1848 vor allem befliffen, durch packende Titel der neuen Gassenlitteratur Aufsehen zu erregen. So findet sich in der Sammlung, die der Polizeipräsident, General Kempen, für seine Amtsbibliothek anlegen ließ, eine „Barrikadenzeitung“ und „Barrikadenspäße“; „Bst hst! Warum? Volksfragen“; „Wiener Flegel“ (neue Folge des freien Bürgerworts!); „Dampfpfeife“; „Gerad aus“! „Habt acht! Gerad aus!“ „Halt! Wer da?“ „Die rote Mütze“; „Der Dhnehofe“; „Der Proletarier“; „Der Rotmantel“ (so nannte man die gefürchteten Sereschaner der Zellacischen Armee); „Schwefeläther“; „Gegengift“; „Höllenstein“; „Satan“; „Der reisende Teufel“; „Popf und Schwert“; „Charivari“; „Kagenmuff“; „Er mengt sich in alles“; „Die Geißel“; „Die Fuchtel“; „Der politische Esel“; „Der politische Kellner in dem neuen Gasthause zum freien Mann“; ein als „Kaiser Joseph“ gegründetes Blatt verwandelte sich bald in den „Karenturm“ und endlich in den „Polichinell“ usw.! Natürlich gab es allerlei Demokraten, Freisinnige, Radikale, Freiheitskämpfer, Fahnen, Farben, Patrioten, Parlamentarier, Studenten, Österreicher, Deutsche, Slawen, Ungarn, Nationalgardisten, Israeliten usw. Von vielen Blättern sagt schon der Titel genug, aber gerade die verrufensten begnügten sich mit harmlosen Aufschriften wie „Die Konstitution“, „Der Freimütige“ usw. Übrigens bezeugt die „Denkschrift über die Wiener Oktoberrevolution“ von Dunder, daß die sogenannten Schwarzwelben, d. h. die Konserwativen, Gutgesinnten, Slawenfreunde, Ultramontanen in ihrem Auftreten um kein Haar besser und verständiger gewesen seien als die Revolutionäre; und da der Verfasser selbst sich immer als Schwarzwelber strengster Observanz giebt, kann man ihm in dem Punkte gewiß Glauben schenken. Komisch nimmt es sich aus, daß es auch die klassischen Vertreter des gefinnungslosen vormärzlichen Philistertums angemessen gefunden hatten, politische Larven aufzustecken, Saphir seinen „Humorist“ in „Politischer Horizont“ umtaufte und der gute Bäuerle, der nur in der Atmosphäre des Theaters und vor allem des Theaterklatsches wirklich lebte, sich als „Österreichischer Kurier“ vorstellte. Derartige Verkleidungen fielen rasch ab, als im November auf die Übelgesinnten Jagd gemacht wurde, und mancher halbvergessene ehrbare Titel rettete einem gefährdeten Blatt, vielleicht auch dessen Redakteur das Leben. Viele Journalisten hatten beizeiten das Weite gesucht, mancher Gesuchte wurde wohl nicht gefunden, weil er sein Blatt mit einem Kneipnamen oder sonst einem Pseudonym gezeichnet hatte. Stand doch auf dem „Wiener Krakehler“ als Herausgeber — Pius IX.! Dem schwersten Schicksal, wie Robert Blum, verfielen nur die beiden Redakteure des „Radikalen“, der Musikgelehrte Alfred Vecher und Hermann Zellinek. Daß es ungeachtet aller Vorsicht nicht immer leicht war, aus der Pressanarchie auf gesetzlichen Boden einzulenkten, bewies sogar die amtliche Wiener Zeitung, die zu Welchen Zeit einen offenbar aus dem Sommer übrig gebliebenen Aufsatz gegen den Adel als Stand brachte, wofür der Redakteur durch seine prompte Enthebung zu büßen hatte. Die beiden Redakteure des Studenten-Kuriers retteten sich nach England, wo sie zuerst publizistisch thätig waren, Buchheim später als Lehrer des Deutschen, während D. Falke (eigentlich Peter) bald nach Amerika auswanderte, sich an industriellen Unternehmungen beteiligte, in den sechziger Jahren nach Wien zurückkehrte und eine Zeit lang Abgeordneter war. Leopold Häfner, der Herausgeber der „Konstitution“, hatte im Sommer den unglücklichen Einfall, die Republik proklamieren zu wollen, lebte dann lange Jahre im Auslande als angesehenen Bericht-

erstatter und unverföhnlicher Feind Napoleons III. Schriftsteller mit bekanntem Namen wie Kuranda, Frankl, Bodensteht, Jos. Rank u. a. dankten ihrer gemäßigten Haltung die Möglichkeit, den Belagerungszustand ungefährdet zu überstehn. Ein Bruder Heinrich Heines, ehemaliger Offizier, wurde als Auditeur beim Standgericht beschäftigt, kam dadurch in die Lage, in seinem „Fremdenblatt,“ das ursprünglich nur die Fremdenlisten enthielt, die damals am meisten interessierenden Neuigkeiten, die standrechtlichen Urteile, am frühesten zu veröffentlichen, machte das Blatt hierdurch und durch sein originelles Deutsch zu einer Berühmtheit und brachte es zum Baron; das Blatt erscheint noch jetzt als vielgelesenes Regierungsorgan. Die merkwürdigsten Wandlungen aber machte Ernst von Schwarzer durch, der im März 1848 den übelangesehenen Osterreichischen Beobachter aus den Händen des offiziellen Publizisten Pilath übernahm und in eine liberale österreichische Zeitung verwandelte, im Sommer Arbeitsminister neben Wessenberg und Bach wurde, im November als Redakteur des „Demokraten“ eine kurze Stockhausstrafe überstand, dann das unpolitische Tagesblatt „Der Wanderer“ übernahm und zu einer angesehenen Zeitung machte, 1856 ein eignes Blatt „Die Donau“ gründete und nach einigen Jahren starb. Solcher vielgestaltigen politischen Thätigkeit war eine nicht minder wechselvolle Laufbahn des hochbegabten, unternehmungslustigen Mannes vorangegangen. Was wäre er nicht gewesen? In den vierziger Jahren machte die „Überlandpost,“ die, die Umschiffung Afrikas vermeidend, die schnellste Verbindung zwischen England und Ostindien über Süddeutschland, Tirol, Triest herstellen sollte, viel von sich reden. Unternehmend waren der Engländer Waghorn und der Osterreichische Lloyd, Begleiter Waghorns auf den anstrengenden Probe-reisen war Schwarzer, damals Redakteur des Triester Lloyd. Er war Militär, in verschiedenen Ländern Erzieher, Landwirtschafts- und Fabrikdirektor, richtete in Paris die Weißbrotbäckerei aus Banater Mehl nach Wiener Art ein, war in London bei einer Brauerei beteiligt, ließ als Minister den Bau der Semmeringbahn beginnen und verfaßte mehrere volkswirtschaftliche Werke. Nur zum Erzählen von seinen Reisen und Unternehmungen war der übrigens vortreffliche Gesellschafter meines Erinnerens nie zu bewegen, die ihm doch so viel Stoff geliefert hätten.

Nach den Revolutionsjahren entstand eine neue Schule der Journalistik, die sich vorwiegend mit litterarischen und allgemein ästhetischen Fragen beschäftigte, aber in anderm Geiste als die Saphir und Bäuerle, die daher die jungen Leute als unberufne Spielverderber betrachteten. Saphir vermaß sich, die jungen Konkurrenten durch seine Späße zum Schweigen zu bringen, beschwor aber durch die Dreistigkeit, mit der er den ihm in jeder Beziehung überlegnen Schriftsteller Rudolf Baldek abthun wollte, einen Sturm herauf, der ihn für immer unschädlich machen sollte. Man muß sich erinnern, wie die gebildeten Leute einander die unglaubliche Neuigkeit mitteilten, daß jemand gewagt habe, den allmächtigen Humoristen seines Flitterpuzes zu entkleiden. Zum Teil wurden auf beiden Seiten nicht immer kriegsgerechte Waffen benutzt, und Saphir stellte vorsichtig nach einiger Zeit das Feuer ein und trat klagbar auf, als seine eignen Beleidigungen der Gegner schon durch Verjährung geschützt waren. Diese Prozeßverhandlung stellte den alten Mann in wahrhaft jammervoller Gestalt dar. Er benahm sich als der von bösen Buben verfolgte würdige Greis, der eine so glänzende litterarische Laufbahn hinter sich habe, suchte zu rühren, und das Gericht konnte auch nicht umhin, seine Gegner zu mäßigen Strafen zu verurteilen. Es faßte aber den Urteilspruch so ab, daß er eigentlich den Kläger in seiner Nichtsnutzigkeit charakterisierte.

Für die Zeitungsunternehmung gab es damals stellenweis sehr günstige Tage.

Der orientalische Krieg interessierte allgemein, und der Crédit mobilier rief Nachahmungen in Menge hervor, die einen jeden reich zu machen verhießen. Es kam der Gebrauch der sogenannten Beteiligungen auf, d. h. die finanziellen Gesellschaften machten für ihre Gründungen Stimmung, indem sie den Zeitungen Aktien zu mäßigem Kurse zur Verfügung stellten, die bald an der Börse großen Gewinn abwarfen. Davon hatten wohl in der Regel die Zeitungsnigger, wie man nach Dunkel Doms Hütte die Mitarbeiter scherzhaft nannte, nur selten Profit, und so entschlossen sich die jungen Leute, die Fürsorge für ihr Alter selbst in die Hand zu nehmen. Den äußerlichen Anlaß bot eine sogenannte Akademie, eine Mittagsvorstellung in einem Theater. Derartige Akademien waren eine Domäne Saphirs, der mindestens einmal im Jahre namhafte Künstler nötigte, in einem Theater eine recht bunte Vorstellung zu geben, an deren Schluß er eine aus Wortwigen zusammengesetzte Vorlesung ablas. Der „wohlthätige Zweck“ war natürlich seine eigne Kasse. Nun nahm im Winter 1858/59 ein unheilbar kranker und gänzlich mittelloser Schriftsteller die Vermittlung der journalistischen Kollegenschaft für ein entsprechendes Unternehmen in Anspruch, die Größen der Theater- und Musikwelt zeigten sich wie immer bereitwillig, und es gelang dem diesmal wirklich guten Zwecke eine glänzende und sehr einträgliche Akademie zu stande zu bringen. In der freudigen Stimmung nach einem schönen Erfolge veranlaßte ich die Mitglieder des Komitees, die Gründung eines Unterstützungsvereins für Journalisten und Schriftsteller zu versuchen. Der Gedanke fand Anklang, und so entstand in dem schicksalschweren Frühling und Sommer des Jahres 1859 der längst eine wirkliche Macht bildende Verein „Konfordia,“ der durch diesen Namen an eine frühere Schriftstellergesellschaft anknüpfte. Ganz unbedenklich erschien auf mancher Seite eine Verbindung von Schriftstellern allerdings nicht. Die Behörde forderte den Ersatz des vom Sturmjahre her anrühigen Schriftführers durch den bürokratischen Sekretär, strich das beantragte Ehrengericht gänzlich. Und als gar Franz Schufella an die Spitze gestellt wurde, eine Hauptgröße des Reichstags, mochte manchen eine Gänsehaut überlaufen. Nicht umsonst hatte Michael Etienne (gestorben als Herausgeber der „Neuen Freien Presse“) gesagt: Der Name Schufella ist eine Fahne. Indessen muß wahrheitsgemäß zugestanden werden, daß man uns fast ohne Ausnahme mit Wohlwollen begegnete. Ich erinnere mich u. a. folgender Episode. Mehreren wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten waren auf dem Stadterweiterungsgebiete Bauplätze frei zugestanden worden, und ich hatte gleich in der ersten Generalversammlung die Kühnheit, Schritte in der gleichen Richtung für unsern jungen Verein zu beantragen. Ich hatte damit einen sogenannten Heiterkeitserfolg; fast keiner glaubte an das Gelingen des Plans, aber einen Versuch schien er immerhin wert zu sein, und man beschloß lachend die Annahme des Antrags. Der Vorstand that seine Schuldigkeit, und eines Morgens bat mich Schufella, ihn mit einem fertigen Gesuche abzuholen, da der Staatsminister Schmerling uns empfangen wollte. Ich hatte kaum Zeit, die Eingabe zu schreiben, Schufella unterschrieb sie ungelesen und hielt, des Wortes immer mächtig, eine halbe Stunde später eine angemessene Ansprache an den Minister, der uns seines guten Willens versicherte, sich jedoch lächelnd nach unserm Baukapital erkundigte. Ohne Zögern antwortete Schufella, deswegen würden wir uns wieder an Seine Erzellenz als Oberfürator der Sparkasse wenden. Noch bereitwilliger war der damalige Handelsminister und Präsident des Stadterweiterungsfonds Graf Wickenburg, der, liebenswürdig wie immer, uns aufforderte, auf dem Plane die Gegend zu bezeichnen, die uns am meisten zusagen würde. Aber Schmerling hatte nach seiner Art die ganze An-

gelegenheit vergessen, und sie ruhte jahrelang, bis die Regierung Anlaß hatte, sich der Presse gefällig zu zeigen. Überhaupt kommt das Verdienst, diese Sache durchgeführt und den Verein zu ungeahnter Blüte gebracht zu haben, einer spätern geschäftskundigen Verwaltung zu.

Schuselka war eine sehr gewinnende Persönlichkeit, aber nicht energisch und als Politiker mehr vom Herzen als vom Verstande geleitet. In Deutschland hatte er sich durch zahlreiche Schriften großdeutscher Richtung so bekannt gemacht, daß er nebst dem nachherigen Minister Bach, Schwarzer, Palacky und Kuranda in den Fünzigerauschuß gewählt wurde; bekanntlich zogen die Deutschösterreicher es vor, in das Parlament ihrer Heimat einzutreten, während der böhmische Historiograph durch seine Ablehnung das Zeichen zu der deutschfeindlichen Haltung seiner Landsleute gab. Den Tschechen war Schuselka wegen seines Namens und seiner Herkunft aus Budweis besonders verhaßt, und sie hatten 1848 ein Spottlied auf ihn verfaßt: Schuselka nam pische (Sch. hat uns geschrieben). Als Mitglied einer Reichsratsabordnung nach Prag reisend, wurde er auf der Bahn erkannt und mit dem Anfange jenes Lieds begrüßt; als die Sänger den weitem Text nicht zusammenbrachten, bot er selbst ihnen höflich das fliegende Blatt an. Im Alter bekehrte er sich zum föderalistischen Prinzip und trat in die katholische Kirche ein, nachdem er in den fünfziger Jahren Deutschkatholik und später Protestant geworden war. Wie der Mann, der für einen Weiberfeind gegolten hatte, im Sturmjahre zum Ehemann geworden war, darüber lief eine etwas romantische Erzählung um. Als der glänzende Redner mit den schönen, klaren Augen fast täglich auf der Tribüne des Reichstags erschien, erhielt er begeisterte Briefe einer mit ihrem Namen in der Verborgenheit bleibenden Dame. Er bat dringend um persönliche Bekanntschaft und wurde endlich angewiesen, nach dem Theaterschlusse vor dem Carltheater einen Wagen zu besteigen. Beim Suchen nach der angegebenen Ziffernummer wurde er von einem den Mantel vor das Gesicht haltenden Herrn zurechtgewiesen und in den Wagen gehoben mit den lauten Worten: „Gute Unterhaltung, Herr Doktor Schuselka und Frau W.!“ Die Dame stieß einen Schrei aus, sie hatte die Stimme des Direktors Carl erkannt, zu dessen Hofstaat die beliebte Soubrrette gehörte. Sie hatte nämlich die ganze Korrespondenz sorgfältig gesammelt, aber entweder nicht sorgfältig aufbewahrt oder vielleicht auch vor Kolleginnen mit dem berühmten Manne geprahlt: der Theaterpascha war genau unterrichtet, duldete keine Meuterei, und Schuselka fühlte sich verpflichtet, die Dame zum Altar zu führen.

Von den ausgezeichneten Schriftstellern, denen die Wiener Presse der fünfziger Jahre ihren Ruf verdankte, werden wohl nur noch der geistvolle Ludwig Speidel und der Musikhistoriker Eduard Hanslick thätig sein, beide frisch trotz ihres aufreibenden Berufs. Der Litterarhistoriker Emil Kuh, Freund und Biograph Hebbels, der nur zu vielseitige Theodor Mannheimer, der sich die Todeskrankheit auf dem Montblanc holte, der gelehrte Hermann Hildebrandt, der 1865 lebensmüde in die Donau ging, der früher erwähnte Kritiker Rudolf Waldeck, Ferdinand Kürnberger, ebenso eigensinnig wie scharfsinnig, die Politiker Bernhard Friedmann, Eduard Warrens, Michael Etienne und so viele andre sind auf dem Schlachtfelde geblieben, das auch ein mörderisches genannt zu werden verdient. Von noch einigen möchte ich in andrer Verbindung reden. Für jetzt sei Weidlebiger von der ungarischen Grenze gedacht. Vor der Revolution bestanden auf beiden Seiten der Leitha die besten Verhältnisse. Wiener Poeten schwärmten für alles Magyarische, die Puszta, die Frauen, den Wein, die armen Bursche, d. i. Räuber usw., ungarische, besonders siebenbürgische Protestanten besuchten gern deutsche Universitäten, und

nachher fand Ludwig Kossuth nirgends begeistertere Verehrer als in Deutschland. Ungarische Flüchtlinge standen so hoch in der Achtung aller Liberalen, wie früher die edeln Polen, und beide dankten auf dieselbe Art. Es muß ausgesprochen werden, daß sich verschiedene deutsche Zeitungen durch Abdruck von Flüchtlingsberichten ebenso gegen das Deutschtum wie gegen Oesterreich veründigt haben. Beweise können folgen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was lehrt Samoa? Die Antwort, die der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, am 14. April auf die Interpellation über die Vorgänge vor und auf Samoa gegeben hat, ist vom Reichstage günstig aufgenommen worden, und wir wüßten auch in der That nicht, was Herr von Bülow nach Lage der Sache mehr hätte sagen können. Er hat jedenfalls sehr wohl daran gethan, die Wahrung des Rechtsstandpunkts als das im Augenblick der deutschen Politik geborne Ziel hinzustellen, mag dieser Rechtsstandpunkt auch auf einem so wenig dauerhaften Grunde beruhen, wie die Samoaakte ist. Er durfte es dabei auch mit Recht als einen Erfolg der deutschen Politik verzeichnen, daß zuerst die Regierung der Vereinigten Staaten, neuerdings aber auch die großbritannische Regierung auf diesen Rechtsboden, d. h. zum Prinzip der notwendigen Einstimmigkeit, zurückgekehrt sind, nachdem sie ihn schon teilweise verlassen hatten, und er mußte dementsprechend die bisher von den Beamten der Vertragsmächte in Samoa selbst getroffenen Maßnahmen und begangnen Fehler als verhältnismäßig unbedeutend und eigentlich außerhalb des Rahmens seiner Erklärung liegend behandeln.

Über die Gefühle und Stimmungen des deutschen Volkes oder über die Auffassung der verbündeten Regierungen und des Kaisers von dem ganzen Handel und seiner wahrscheinlichen Vorgeschichte zu sprechen, war Herrn von Bülows Sache in diesem Falle sicher nicht, und ebenso wenig hatte er sich darüber zu äußern, was das Deutsche Reich in Zukunft thun könne und thun werde, um alle in der Samoa-affaire etwa noch denkbaren Beleidigungen und Rechtsbrüche zu verhindern oder zu rächen. Wenn er die Hoffnung aussprach, daß es der Spezialkommission gelingen werde, „zu einer gerechten, billigen und für alle Teile annehmbaren Regelung der Verhältnisse zu gelangen,“ so hat er damit wohl niemand über den Wert dieser Hoffnung täuschen wollen, aber auch niemand das Recht gegeben, daran zu zweifeln, daß es ihm und seinen Auftragsgebern voller Ernst sei mit der Zusage, „nur solchen Beschlüssen ihre Zustimmung zu geben, durch die die klaren deutschen Rechte und die gewichtigen deutschen Interessen auf Samoa nicht beeinträchtigt werden.“

Auch das empfindlichste Nationalgefühl in Deutschland kann füglich die Sätze, mit denen der Staatssekretär seine Antwort schloß, unterschreiben: „Gewiß, meine Herren, auch wir Deutschen glauben, daß wegen einer Inselgruppe in der fernen Südsee, die von 30 000 Wilden bewohnt wird, unter denen kaum 500 Europäer leben, mit einem Gesamthandel von kaum drei Millionen Mark, zwischen drei großen und gesitteten und christlichen Völkern den Krieg zu entfesseln im höchsten Grade ruchlos sein würde. Ich bin auch davon durchdrungen — und rate, dies auf keiner